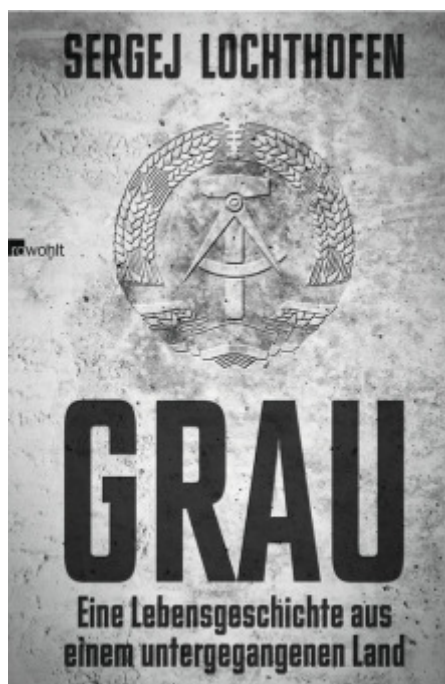


Leseprobe aus:

Sergej Lochthofen

Grau



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

SERGEJ LOCHTHOFEN

GRAU

**EINE LEBENSGESCHICHTE
AUS EINEM UNTERGEGANGENEN LAND**

ROWOHLT

1. Auflage Oktober 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Gestaltung der Collagen im Innenteil
Sergej Lochthofen
Satz aus der DTL Documenta PostScript
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 498 03944 8

«Solange man nicht ein Grau gemalt hat, ist man kein Maler.»

Paul Cézanne

Dank allen, die mir bei der Arbeit geholfen haben,
besonders Antje-Maria, die ich um ein Kapitel bat.

Alles schien verloren.

Ich begann, leise zu weinen.

Am liebsten hätte ich die Blechbüchse in den Fluss geworfen. Stattdessen schöpfte ich weiter. Doch das Wasser im Boot nahm nicht ab. Schmatzte um meine Schuhe. Stieg höher. Und höher.

Die beiden großen Jungs schwiegen.

Das einzige Paddel, das wir hatten, war gerade unter das Eis gerutscht. Mein Bruder schrie «Pass auf!», aber da war es Slawka bereits entglitten. Bedrängt von einer dicken Scholle trieb das Boot langsam Richtung Wehr, und was dann passieren würde, verstand sogar ich, mit meinen kaum fünf Jahren. Als Erster löste sich Pawel aus der Starre. Er schob Slawka den Spaten zu, holte unter dem Sitz die Axt hervor und zog sich auf dem Bauch liegend über die Spitze des Bootes weit hinaus.

«Slawka, du ruderst mit dem Spaten, ich versuche, das Eis aufzuhacken. Und du, flenn nicht!», schnauzte er mich an. «Schöpf! Schöpf! Oder wir saufen ab!»

Ich hörte die dumpfen Schläge, sah die Splitter wie kalte Funken in alle Richtungen fliegen. Immer und immer wieder schlug Pawel auf das Eis ein. Doch die mächtige Scholle wollte ihre Beute nicht hergeben.

Dabei hatte unser Abenteuer so wunderbar begonnen.

«Los, komm!»

Pawel steckte seinen Kopf für einen Augenblick durch die geöffnete Küchentür und verschwand wieder. Die Mutter war mit Kara beschäftigt. Sie fischte einen Suppenknochen aus dem Topf und legte ihn in die Hundeschüssel. Die schwarze Schäferhündin ließ die Augen nicht von ihr. Beide waren so konzentriert, dass sie vom Bruder nichts mitbekommen hatten. Kara drehte sich

nicht mal um, als ich meine Buntstifte auf den Tisch warf, vom Stuhl sprang und rausrannte. An der Stimme, an seiner ganzen Haltung hatte ich sofort gemerkt, dass draußen etwas Spannendes wartete. Und wenn einen der ältere Bruder aufforderte, ihm zu folgen, gab es nur eins: nichts wie hinterher.

Ich riss meinen schwarzen Winterpelz vom Haken, schob die Mütze in die Stirn und eilte in den Vorbau. Dorthin, wo das Motorrad stand, das gestapelte Ofenholz und das Regal mit den Vorratskisten. Im «Tambor» herrschte fast das ganze Jahr über leichter Frost. Ich sah, wie Pawel die Axt unter seinen Mantel schob und sich den Spaten schnappte. Den hatte der Vater in seiner Werkstatt selbst gemacht, er war etwas Besonderes. Russische Spaten waren klobiger und viel schwerer, auch nicht so handlich. Der Bruder legte den Finger an die Lippen.

Das Wetter war mistig. Kein Schnee, aber auch kein Regen. Unser zweiter Hund Tarzan, eine stattliche Laika-Mischung, schaute uns von der Kohlenkiste aus aufmerksam zu, gab aber keinen Laut von sich. Er kannte nur einen Chef über sich, das war der Vater. Der Rest ging ihn nichts an. Wir rannten um die Pfützen springend zum Fluss hinunter.

Die Workuta staute sich an dieser Stelle und war breit wie ein richtiger Strom. Der «Rudnik», die Siedlung, an deren Rande wir wohnten, lag in einer Krümmung des Flusses. Auf der einen Seite begrenzt durch das Wasser, auf der anderen durch den Stacheldraht des Lagerzauns, hinter dem Tag und Nacht die immer hungrigen Wachhunde bellten. Etwas weiter stromaufwärts, dort, wo die Werkstätten, die Schule und das Magazin lagen, sah man den schwarzen Kegel der Abraumhalde des Schachts. Die eigentliche Stadt Workuta duckte sich auf der anderen Seite des hohen Ufers und war nicht zu sehen. Im Sommer konnte man sie über eine Pontonbrücke erreichen, im Winter über das Eis, auf dem dann sogar Laster fuhren. Nur im Frühjahr und im Herbst während des Eisgangs wurde das Wechseln auf die andere Seite zum Wag-

nis. Die zwischen den Eisschollen lavierenden Boote waren stets hoffnungslos überladen, und der Fährmann, ein Georgier, der auf den schönen Namen Motorradse hörte, war meistens betrunken.

Vom abfallenden Sandufer erkannte ich es sofort.

Es war der Traum eines jeden Jungen hier. Am Fluss lag ein Boot. Ein richtiges Holzboot. Davor brannte ein Feuer. Pawels Freund Slawka tanzte wie ein Schamane darum herum.

Der Winter war auf dem Rückzug, die Eisdecke vor wenigen Tagen aufgebrochen. In der Mitte des Flusses konnte man schon eine breite Rinne des schwarzen Wassers erkennen. Aber ans Ufer schob sich bedrohlich knirschend ein dicker Brei aus großen und kleinen Eisschollen heran. Blieb stehen, sammelte Kraft und kroch weiter. Ich schaute Pascha, wie mein Bruder auf dem Hof genannte wurde, bewundernd an.

«Das Boot gehört Slawkas Nachbarn. Der weiß nicht, dass wir es geliehen haben. Wenn er dahinterkommt, schlägt er uns tot», erklärte er mir. «Der Pott leckt ein bisschen, aber wir kriegen das schon hin. Slawka hat Teer bei der Bahnwerkstatt aufgetrieben, einen ganzen Eimer. Wir schmieren es in die Ritzen, dann stehen wir in See. Stromaufwärts, auch wenn es nicht leicht wird. Das Boot muss zurück.»

Es war wohl die längste Rede, die mir mein Bruder je gehalten hatte. Ich war erschüttert. Bei sechs Jahren Altersunterschied nahm er mich so gut wie nicht wahr.

Auf dem Feuer blubberte Teer, eine träge schwarze Masse in einer zerbeulten Drei-Kilo-Gurkenbüchse.

«Ich glaub, die Suppe ist fertig», sagte Slawka statt einer Begrüßung. Dabei schaute er auf mich herab, als wollte er sagen: Was will der hier? Ist höchstens eine Belastung. Mein Bruder fing den Blick auf:

«Wenn Haie kommen, schmeißen wir ihn über Bord.»

Die großen Jungs lachten und machten sich daran, das Boot umzudrehen. Ich half nach Kräften. Endlich lag das schwere

Ding mit dem Boden nach oben. Slawka begann, mit einer Pappe, einen Spachtel hatte er nicht beschaffen können, Teer in die Fugen zwischen die Planken zu schmieren. Das Holz war durch und durch nass, die Schmiere klebte schlecht, aber das schien die Kapitäne nicht zu stören. Mich schon gar nicht.

Aus dem Gespräch der beiden hatte ich verstanden, dass, sobald der Teer fest war, die Expedition starten würde. Ziel war das offene Wasser. Dann sollte es vorbei am achten Schacht und der unheimlichen Siedlung «Schanghai», die aus einem Sammelsurium von Balken und Brettern bestand, flussaufwärts zum heimatischen Anlegesteg gehen, woher das Boot stammte. Überhaupt in die Nähe von «Schanghai» zu kommen, hatte mir die Mutter strengstens verboten. Es hieß, es seien ehemalige «Lagerniki», die dort hausten. Entlassene Häftlinge, die nicht mehr in ihre Heimat zurückkonnten, auf die keiner wartete. Viele waren nach den Jahrzehnten hinter Stacheldraht nicht mehr fähig, ein normales Leben zu führen. Krank, oft genug zu Krüppeln geschlagen, blieben sie in der Nähe ihrer Pein, zu schwach, sich dem Bann des Grauens zu entziehen. Einige waren auch zu alt, um irgendwo auf dem «Festland», wie die Welt unten im Süden hieß, einen neuen Anfang zu versuchen. Arbeit fanden sie keine, so vegetierten sie am Rande der Lagerzone, froh, dass sie von der Staatsmacht übersehen wurden. Natürlich hieß es auf dem Hof, in «Schanghai» würden Kinder verschwinden. Ich hatte einmal eine Frau von dort an der Halde gesehen. In Lumpen gehüllt, die mit lauter Stricken und Fäden zusammengehalten wurden, suchte sie im Abraum nach Kohle. Als sie die Mutter und mich sah, wir waren auf dem Weg ins «Magazin», um Brot, Hirse und Milch zu holen, falls es etwas davon gab, kroch sie scheu wie ein Tier die Halde hinauf. Bald konnte man sie zwischen den Gesteinsbrocken nicht mehr erkennen. Sie hatte sicher Angst, wir könnten sie verraten.

Dass die Route des Boots weit über meinen üblichen Horizont hinausführen sollte, beunruhigte mich wenig. Mein Bruder war

ja dabei. Was mich weit mehr beschäftigte, war die Frage, ob wir es überhaupt bis zum offenen Wasser schaffen würden. Das andere Ufer schien unendlich weit. Dazwischen schob sich der Eisbrei. Natürlich sagte ich davon nichts, schließlich wollte ich nicht als Feigling dastehen.

Pawel breitete die Expeditionsausrüstung aus: Strick, Enterhaken, wie ihn die Flößer benutzten, ein Holzpaddel, Spaten, die Axt und zwei leere Konservendosen.

«Und wo ist das zweite Paddel?», war ich so unvorsichtig zu fragen. Sofort verfinsterten sich die Mienen der Kapitäne.

«Sei froh, dass wir eins haben. Und wenn du noch mehr dummes Zeug redest, bleibst du gleich da.»

Ich nahm mir vor, den Mund zu halten, obwohl ich gerne noch etwas gefragt hätte. Denn auch das einzige Paddel gehörte nicht uns. Ich wusste, woher es stammte. Von der Beton-Frau, die auf einem Sockel an der Anlegestelle des «Ilijitsch» stand. «Ilijitsch» war der einzige Dampfer, der die Workuta befuhr, er trug den Vatersnamen von Lenin. Das Kunstwerk stellte eine dralle Sportlerin mit Paddel in der Hand dar, das Ideal der sozialistischen Frau, arbeitsam, gesund, optimistisch. Workuta war zwar eine der größten Lagerregionen des Landes, geschaffen, Menschen und Natur zu vernichten, aber ganz ohne Kultur ging es auch hier nicht. Doch irgendjemand musste das missverstanden haben, ihr Busen und ihr Hintern waren frech mit Tinte beschmiert. Das gesellschaftliche Bewusstsein hinkte dem gesellschaftlichen Sein noch weit hinterher.

Jedenfalls hatten sich die beiden Jungs das hellblaue Ruder bei ihr ausgeliehen. Wenn Motorradse das wüsste, hätte er sie ordentlich verbläut. Doch das war jetzt unwichtig. Kaum war der Teer verschmiert, schoben Pawel und Slawka das Boot ins Wasser. Ich musste mich auf das Brett am Heck setzen und Alarm rufen, sollte ein großer Stein den Weg versperren. Das war nicht der Fall. Wir warteten noch eine Weile, bis der Eisbrei am Ufer aufriss,

dann ging es mit einem kräftigen Stoß hinaus. Das Wasser war schwarz, unheimlich und anziehend zugleich. Sosehr ich mich darüber freute, bei diesem Abenteuer der Großen dabei zu sein, so sehr sehnte ich mich schon jetzt nach der warmen Küche, nach heißem Tee, ja selbst nach Karas feuchter Schnauze, die immer dort war, wo man sie am wenigsten brauchte.

Langsam bewegten wir uns auf die Mitte des Flusses zu. Aus den vereinzelt Tropfen, die schon die ganze Zeit auf uns herunterplatschten, wurde Regen, aus Regen wurde Eisregen. Die Großen ruderten, was ihre Arme hergaben. Pascha auf der einen Seite mit dem Spaten, Slawka auf der anderen mit dem Paddel der dicken Sportlerin. Hatten sie anfangs fröhlich geschwatz, wurden sie jetzt immer leiser. Langsam, etwas schlängelnd, kamen wir voran. Fast hatten wir die Mitte des Flusses erreicht, als uns plötzlich die Strömung erfasste. Das Boot begann, sich zu drehen, trieb seitlich ab, sosehr die Ruderer auch dagegenhielten. Es gehorchte nicht mehr. Von meinem Platz am Heck konnte ich plötzlich das Heimatufer wieder erkennen, die niedrigen Häuser der Siedlung, und ich sah, wie aus unserem Schornstein feiner Rauch stieg. Die Wachtürme und die Reihen der Lagerzäune verschwammen im Nebel. Zwischen uns und dem Sandstreifen des Ufers hatte sich ein dicker Eispanzer geschoben. Gerade wollte ich das den beiden berichten, da sah ich in ihren Augen das blanke Entsetzen. Ich ließ meine Füße vom Brett, auf dem ich kauerte, und stand bis zu den Knöcheln im Wasser.

«Los, nimm die Büchse und schöpf!» Pascha warf mir eine der Konservendosen zu. «Schöpf, hör ja nicht auf!»

Dann drehte er sich zu Slawka:

«Wir müssen zurück, sonst saufen wir ab.»

Slawka versuchte, eine Eisscholle wegzuschieben, und ehe Pawel etwas sagen konnte, war es zu spät.

Das Paddel war weg.

Paschas Schläge donnerten jetzt über das Eis. Dann tat es

einen Knacks – und tatsächlich, ein Stück von der Scholle sprang ab. Das Boot schob sich langsam in die Bresche. Slawka ruderte mit dem Spaten wie ein Berserker. Ich schöpfte. Der Spalt wurde breiter. Zentimeter um Zentimeter ging es Richtung Ufer. Als dann endlich nur noch ein, zwei Meter bis zum Sand blieben, lief das Boot auf Grund. Slawka maß die Tiefe mit dem Spaten und machte einen Satz. In seine Stiefel schwappte Wasser, aber er konnte stehen. Nun hielt auch mich nichts mehr. Ohnehin völlig durchgeweicht, sprang ich ins Wasser und platschte bis auf das Sandufer. Heulend vor Angst und Kälte, rannte ich los. Der Weg, den wir vor zwei Stunden fast fliegend hinter uns gelassen hatten, kam mir jetzt ewig lang vor. Es hatte uns weit von der Stelle abgetrieben, wo wir gestartet waren. Pascha, der mit Slawka das Boot zu vertäuen suchte, ahnte, was ich vorhatte, und lief mir wütend hinterher. Ich hörte seine Schritte immer näher kommen. Am Haus hatte er mich fast eingeholt. Ich hastet durch den Vorbau und riss die Küchentür auf. Doch die Mutter war nicht da. Als ich mich schreiend umdrehte, stand sie erschrocken im Korridor. Hinter ihr der atemlose Bruder.

«Was ist passiert?»

Gerade als ich loslegen wollte, dass mein Bruder und dessen Freund uns beinahe ertränkt hätten, sah ich, wie Pascha seine Hand hinter dem Rücken der Mutter zur Faust ballte. Sofort hörte ich auf zu weinen.

«Ich bin auf dem Hof in eine Pfütze eingebrochen.»

Pawel drehte wohlwollend ab, während mich die Mutter anhielt, die nassen Sachen auszuziehen.

Damit war meine Karriere als Schiffsjunge beendet. Aber auch die beiden Kapitäne saßen auf dem Trockenen. Das vereiste Boot riss sich in der Nacht los und trieb zum Wehr. Dort stürzte es die Staumauer hinunter und zerschellte auf einem Findling. Das hölzerne Skelett war noch lange Zeit auf den Steinen inmitten der Stromschnellen zu sehen. Ob Slawkas Nachbar je erfuhr, wer

sein Boot auf dem Gewissen hatte, weiß ich nicht. Auf jeden Fall brauchte er ein neues.

Der Ausflug mit dem Boot zeigte mir, wie schnell alles vorbei sein kann. Noch bevor es richtig angefangen hat. Wie bei Lönka, dem Schulfreund meines Bruders. Sie saßen in einer Schulbank, ärgerten die Mädchen, sie pafften gemeinsam die erste Papirossa. Nur an diesem verdammten Nachmittag hatte Pawel keine Zeit zum Schlittschuhlaufen. Lönka ging allein zum Fluss. Er brach ein. Niemand konnte Hilfe rufen. Den leblosen Körper fanden sie später unter dem Eis.

Es war ein kalter Tag und eine strahlende Sonne, als die gesamte Schule dem Wagen mit dem kleinen Sarg folgte. Das Bild dieses bleichen, leblosen Jungen auf dem Pferdewagen setzte sich in meinem Kopf fest. Ich werde es nicht vergessen.

Nichts war, nichts ist selbstverständlich.

Dass ich im Gulag auf die Welt kam und doch eine behütete Kindheit hatte, dass ich von dort nach Deutschland kam und nicht irgendwohin in die Steppe, dass es der Osten war und nicht der Westen, Gotha und nicht Berlin, dass ich in eine russische und nicht die deutsche Schule ging, einen sowjetischen Pass und nicht einen Ausweis der DDR besaß.

Nichts davon ist selbstverständlich. Vermutlich auch nicht, dass ich keine Heimat habe.

Viele gingen fort und wollten nur vergessen. Die Kälte. Den Zaun. Selbst die Sprache. Lieber grau sein als anders. Ich nicht. Ich wollte immer wissen, was *dort* war, warum es *so* war und was *ich* damit zu tun hatte. Wie aus einer verheißungsvollen Utopie eine ganz reale Perversion wurde. Und ich hatte das große Glück, nicht nur zwei Überlebende von *dort* als Zeugen fragen zu können, sondern auch, dass sie das Erlebte in Worte fassen konnten.

Um das tragische Ende einer Geschichte zu verstehen, muss man an ihren Anfang zurück. Für mich liegt der bei meinem

Großvater, Pawel Alexandrowitsch Alförow. Er war als Kommissar dabei, als das Reich der Zaren zusammenbrach und im Blut von Revolution und Bürgerkrieg die neue Zeit geboren wurde. Vieles von dem, was Jahrzehnte später die Massen zum Protest auf die Straße trieb – in Prag, in Danzig, in Leipzig –, hatte seinen Ursprung in diesem misslungenen Anfang. Mein Großvater war Zeuge des Niedergangs einer großen Idee und des Aufstiegs Stalins zum grausamen Diktator. Als die Revolutionsromantiker in den Salons von Paris und Berlin noch hofften, saß er im Gefängnis und wusste, so sieht die lichte Zukunft nicht aus. Seine Geschichte, die Geschichte eines Mannes, der über dreißig Jahre in Lagern und Verbannung zubrachte und sich doch nicht beugte, war und ist für mich prägend.

Mein Vater, Lorenz Lochthofen, floh aus dem sich braun färbenden Deutschland in die rote Sowjetunion. Ein Land, das vorgab, ihn schützen zu wollen. Als einfacher Schlosser aus dem Ruhrgebiet konnte er in Moskau studieren. Schien das nicht Beweis genug, dass ab sofort alles möglich war? Die bittere Zweideutigkeit der Erkenntnis musste er im Großen Terror erfahren. Auch er wurde verhaftet. Millionen Menschen wurden umgebracht, damit für einige wenige die Illusion weiterlebte.

Beide, Vater und Großvater, begegneten sich hinter dem Lagerzaun von Workuta. Dem Schicksalsort unserer Familie, der drei Generationen verbindet. Dort im hohen Norden wurde ich geboren. Im Schatten der Wachtürme. Das vergisst sich nicht. Das bleibt ein Leben lang, selbst wenn man das Glück hat, die Gulag-Zone zu verlassen und in Deutschland neu anzufangen. Gemeinsam sind wir Zeugen eines Jahrhunderts, das mit einer blutigen Revolution 1917 begann und mit einer friedlichen Revolution 1989 endete. Und nicht Marx, der geniale Utopist, oder Lenin, der wendige Pragmatiker, nein, der stupide Stalin hat dieser Zeit seinen Stempel aufgedrückt.

Ist Workuta deshalb vielleicht meine Heimat?

Nein, ist es nicht.

Wer aber keine Heimat hat, gilt schlechthin als bedauernswerter Krüppel. Als fehlte ein Arm oder ein Bein. Von Geburt an. Ich habe keine Heimat. Aber ich bin deshalb nicht traurig. Sie fehlt mir nicht. Goethe ist mir so lieb wie Puschkin, Dostojewski wie die Mann-Brüder, Tschchow wie Brecht. Bin ich damit ärmer oder reicher? Und was ist mit den wirklich Armen, die sich nur reich wähnen? Habe ich vielleicht nicht nur eine Heimat, sondern zwei? Jedenfalls sind sich die Deutschen und die Russen viel näher, als sie es wahrhaben möchten. Schaut man auf das vergangene Jahrhundert zurück, so sind sie Zwillinge.

In Workuta gewesen zu sein war lange Zeit nichts, worüber man laut sprechen sollte.

Warst dort?

Hast überlebt?

Na dann, sei froh und halt die Klappe.

Oder willst du wieder dorthin?

Das fragt heute keiner mehr, aber wie ist es morgen? Die Menschen, die bereit waren, den Nachbarn zu denunzieren, seine Kinder ins Waisenhaus zu bringen, zu foltern, diese Menschen gibt es auch heute noch. Überall. Sie leben unter uns, unscheinbar, emsig, grau. Warten auf ihre Chance. Dann, wenn ihre ganz besonderen Fähigkeiten wieder gefragt sind. Nur die Erinnerung an das, was war, wie es war und warum es so war, kann uns davor schützen, ihnen wieder Macht zu geben.

Erinnerung nicht als toter Stoff, sondern als lebendige Geschichte. Widersprüchlich, zweideutig, sperrig.

Den schwarzen Geschichten folgen somit die grauen. Dem «Schwarzen Eis» der Arktis das «Grau» der späten DDR.

Es geht nicht mehr auf jeder Seite um Leben und Tod. Der Stalinismus ist in die Jahre gekommen. Er musste sich anpassen, und er hat gelernt, nicht jeden und nicht alles verstümmeln zu wollen. Er ist geschmeidiger geworden. Eine warme Feuerstelle und ein

Schlag «Kascha» ist nicht mehr der einzige Komfort, den er sich gönnt. Im Geschäft gibt es Kohl und Möhren, nach Milch und Brot muss man nicht anstehen. Aber denunziert und bespitzelt wird weiter. Andere Meinungen sind nicht geduldet. Wer sich nicht anpasst, wird weggesperrt oder in den Westen abgeschoben, wenn es Devisen bringt, auch verkauft.

Viele schwiegen. Schauten weg. Ich auch.

Nicht wenige blicken heute auf das Leben von damals durch ein grobes Raster: Schwarz und Weiß. Mehr nicht. Es gibt Gründe dafür. Doch in meiner Erinnerung waren es vor allem Grautöne, die das Leben in der Deutschen Demokratischen Republik prägten. Das Grau des «Industrienebels» über den Dächern der Stadt, der nicht Smog heißen durfte. Das Grau der abgeschabten Fassaden der Häuser. Das Grau im Gesicht der jungen Frauen, die gehetzt nach der Arbeit die Kinder aus der Krippe holten. Graue Autos. Graue Kaufhallenregale. Das Grau der Zirkulare und Parteibeschlüsse ...

Grau in allen Schattierungen. Als sei jede andere Farbe mit Schimmel überzogen. Graue Menschen in einem grauen Land.



DAS JAHR 1970: Willy Brandt trifft sich in Erfurt mit Willi Stoph. Die DDR-Bürger bekommen eine Personenkennzahl. Auflösung der Beatles. US-Invasion in Kambodscha. Kennzeichnung «Made in GDR» wird eingeführt. Bei Protesten gegen den Vietnamkrieg werden in Ohio vier Studenten erschossen. Gründung der Roten Armee Fraktion (RAF). Abschluss des Moskauer Vertrags über Gewaltverzicht zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Jimi Hendrix stirbt. Kniefall Willy Brandts in Warschau vor dem Denkmal für die Opfer des Ghetto-Aufstandes. Der erste «Tatort» wird ausgestrahlt. Bei Streiks in Polen werden mehrere Arbeiter erschossen. Noch 19 Jahre bis zum Fall der Mauer.

Seite 21:

In der Bucht des Kara-Dag: Mit dem Großvater am Schwarzen Meer Ende der fünfziger Jahre.

I

Es quietschte jämmerlich. Ohne jegliche Vorwarnung hielt der Laster mitten auf der Straße. Von dem heftigen Ruck ließ ich die Bordwand los und rutschte auf meiner Zeitung, die ich auf den dreckigen Boden gelegt hatte, quer über die Ladefläche auf die Bäuerinnen zu. Sie hatten direkt hinter der Fahrerkabine die «Logenplätze» belegt.

Ein Glück, ich traf die Jüngere, sie mochte Ende dreißig sein. Ich fand mich mit dem Gesicht an ihrem üppigen Busen wieder. Die weiße Bluse roch kräftig nach Kernseife und einem leichten Hauch von Schweiß, gemischt mit einem Blütenduft. Vielleicht Maiglöckchen-Parfüm. Die Frauen gacksten auf, und die Junge schob mich, noch bevor ich etwas sagen konnte, lachend von sich. Die Ältere, die Sonnenblumenkerne knackte, seit wir in Sudak aufgestiegen waren, zischte halb ernst, halb lachend:

«Uch, studentik patlaty», sieh an, das langhaarige Studentchen.

Ich stammelte eine Entschuldigung, aber die ging im lauten Geschrei des Fahrers unter, wir sollten absteigen. Auf die Erwidderung der Frauen, dass wir noch lange nicht im Dorf seien, zog er eine undefinierbare Grimasse:

«Konetz! Hier ist Schluss, weiter ist Quarantäne!»

Jetzt sahen wir es auch, zwei Männer mit Jagdgewehren und weißen Stoffbinden am rechten Oberarm standen vor dem Laster. Einer von ihnen ging am Fahrer vorbei auf uns zu:

«Das nächste Dorf, alles bis nach Feodossija, ist Sperrgebiet. Cholera! Kein Rein in den Sperrbezirk und auch kein Raus! Sie haben schon einen toten Touristen aus dem Wasser gefischt. Also, alle wie ihr seid, zurück nach Sudak.»

Die ältere der Frauen fing an zu klagen.

«Wir können nicht zurück, Söhnchen, wir müssen nach Schebetowka. Nur noch die paar Kilometer. Heute Morgen sind wir auf den Markt in die Stadt gefahren. Da war noch keine Sperre. Ihr könnt uns doch nicht hier auf der Straße aussetzen.»

«Wir haben das nicht festgelegt. Wir stehen nur Wache. Also macht keine Scherereien und dreht um!»

«Ich muss die Kühe versorgen. Und was soll mein Mann sagen, wenn ich heute Nacht nicht daheim bin?»

Der zweite Wachmann im Hintergrund machte eine Bemerkung, die man auf der Ladefläche nicht hören konnte. Die Männer lachten laut. Der Lkw-Fahrer wurde ungeduldig.

«Was ist, wollt ihr wieder mit nach Sudak? Oder wollt ihr absitzen?»

Die Frauen tuschelten einen Moment, dann stieg die Junge über die Bordwand und ließ sich von der Älteren die beiden Taschen herunterreichen. Auch die Alte stieg ab. Ich blieb unentschlossen sitzen. Jetzt wurde mir klar, warum an diesem späten Nachmittag auf der ansonsten vielbefahrenen Straße kaum ein Auto zu sehen war und nur dieser nach Schnaps riechende Lkw-Fahrer überhaupt anhielt. Meinetwegen sicher nicht. Die beiden Frauen taten ihm offenbar leid. Doch nun standen wir hier in den Bergen an einer Gabelung. Weit in der Ferne sah man im Licht der Abendsonne ein kleines fast blauschwarzes Stückchen Meer. Einige Meter weiter brannte ein Feuer, an dem sich die Wachleute niedergelassen hatten. Auch wenn ich nicht davon ausging, dass sie mit ihren Jagdgewehren auf uns schießen würden, konnte man sie nicht ignorieren.

Der Fahrer, der es gerade noch eilig hatte, holte eine Schach-

tel Zigaretten raus, hielt sie den Wachleuten hin und steckte sich selbst eine an. Aus ihrem Gespräch konnte ich entnehmen, dass die Quarantäne mindestens eine Woche dauern würde und dass es Sondergenehmigungen zum Passieren der Sperre nur im Stadtsowjet gab. Für normale Leute war die Gegend also dicht. Angestrengt überlegte ich, wo ich die Nacht verbringen könnte. Zurück nach Sudak hätte mich der Laster bestimmt noch mitgenommen, aber die über hundert Kilometer bis nach Simferopol fuhr an diesem Abend mit Sicherheit nichts mehr. Auch per Anhalter war da nichts zu machen. Im Sommer hätte man am Strand schlafen können. Aber dafür waren die Nächte bereits zu kalt. Abgelenkt durch das Gespräch des Fahrers mit den Wachleuten, bemerkte ich erst spät, dass die beiden Frauen sich leise davongemachten.

«Stoj, bleibt stehen! Uch, job twoju», rief ihnen einer der Männer derb fluchend hinterher. Als die beiden keine Anstalten machten, trabte er ihnen mit dem Gewehr wutschnaubend nach. Es folgte ein kurzer, heftiger Wortwechsel, dann drückte die Jüngere dem Wachmann wortlos etwas in die Hand, worauf dieser entspannt zurückkam, während die Bäuerinnen im Gestrüpp verschwanden. Nun war mir klar, was hier gespielt wurde. Auch ich nahm meine Reisetasche und schritt keineswegs verstohlen Richtung Berge und Wald.

«Ej», stand sofort der zweite Gewehrträger vor mir, «kuda prjösč?», wo treibt's dich hin?

Damit hatte ich gerechnet.

«Ich muss nach Schebetowka, mein Großvater wartet.»

«Da wird er noch eine Weile warten müssen, ich habe dir gesagt, da ist kein Weg. Vielleicht in einer Woche. Vielleicht dauert's länger.»

Ein kräftiger Hauch Alkohol wehte von ihm herüber.

«Klar habe ich das gehört, aber mein Ded geht schon auf die neunzig, ich kann ihn nicht sitzenlassen. Ich muss hin!»

«Sag mal, Bürschlein, hörst du schlecht? Das geht nicht. Scher dich mit dem Laster in die Stadt, ehe ich ärgerlich werde.»

Er fuhr bedeutungsvoll mit dem Daumen über den Gewehriemen. So standen wir uns gegenüber, sahen uns an und schwiegen. Der Lastwagenfahrer warf den Rest seiner Zigarette auf die Straße und stieg ein. Der Motor heulte auf.

«Dawaj, aufsitzen, sonst helfen wir nach.»

«Aber die Frauen durften doch auch.»

«Welche Frauen?», grinste mich der Wachmann an. «He, Andrej, hast du Frauen gesehen?»

«Wär schön, wenn hier Weiber wären», antwortete der, während er sich auf einen Stein setzte und ein Scheit nachlegte, «dann wären wenigstens die Nächte nicht so lang.»

Der Lkw-Fahrer hatte inzwischen gewendet und rief mir aus dem offenen Fenster zu.

«Nu? Fährste mit?»

Ich schaute erst zu ihm, dann wieder zu dem Mann mit dem Gewehr. Dann kramte ich in meiner Hosentasche, holte einen zerknüllten Fünf-Rubel-Schein raus und drückte ihn dem Wachmann etwas ungenau in die Hand. Der wusste sofort, die nächste Flasche Wodka war gesichert. Schlagartig wurde aus dem abweisenden ein mitfühlendes Gesicht:

«Aber geh nicht auf der Straße, hörst du? In deinen weißen Höschen sieht dich jeder sofort. Dann schnappt dich eine Patrouille, und wir bekommen auch noch Ärger. Da ist ein Pfad, unterhalb der Straße. Am besten du folgst den Weibern. Den Hintern der jüngeren siehst du auch im Dunklen. Die beiden kennen sich hier aus. Beeil dich.»

Es war eben eine russische Quarantäne.

Ein halber Liter Wodka kostete im Laden drei Rubel sechzig. Mit meinen fünf Rubel und dem Geld der Frauen hatten die wackeren Vertreter der Staatsgewalt binnen weniger Minuten zwei Flaschen Schnaps verdient.